

Otto Koenig

Kulturethologische Betrachtung des Klaubaufgehens

Zusammengefaßte Darstellung aus Einführungsvorträgen bei den Matriei Gesprächen 1976–1977

Sieht man von Weihnachten, Ostern und dem Karneval ab, gibt es kaum ein anderes brauchtümlisch so stark verankertes Fest wie das Treiben zu Sankt Nikolaus. Die Bezeichnungen dafür sind lokal zwar verschieden, der grundsätzliche Inhalt jedoch ist überall gleich: Der heilige Nikolaus zieht mit einem oder mehreren, meist teuflisch-dämonisch maskierten grobschlächtigen Gesellen durch die Nacht, besucht die Menschen in ihren Wohnungen, rügt und ermahnt. Brave Kinder werden gelobt und beschenkt, schlimme bestraft.

In Matriei heißt der Brauch nach der wilden Begleitung des Heiligen „Klaubaufgehen“. Im nahen Kärnten war früher der Name „Bartellaufen“ verbreitet, doch verdrängt heute der ursprünglich wohl nur im Wiener Raum gebräuchliche Ausdruck „Krampusgehen“ die ländlichen Bezeichnungen mehr und mehr. Am Brauchtum selbst wird dadurch kaum etwas geändert.

Das Klaubaufgehen beginnt in Osttirol jeweils etwa um 18 Uhr, also nach der Normalarbeitszeit, und dauert mitunter weit über Mitternacht hinaus. Während die Klaubaufs sich meist zu Hause, bei Freunden oder in einer Schnitzerwerkstatt anziehen, geschieht die Adjustierung der gesamten Nikolausgruppe je nach Situation in einer Gastwirtschaft, beim Friseur, in der Schule oder einer anderen Lokalität. Gemeinsam und zumeist unter Mithilfe jener Frauen, die an der Herstellung des Nikolausgewandes gearbeitet haben, werden die Teilnehmer angekleidet, mit Perücken versehen und gelegentlich auch geschminkt. Es kommt daher vor, daß die Nikolausgruppe allein oder in Begleitung nur weniger Klaubaufs aufbricht. Die Hauptmasse stößt dann erst allmählich dazu. In kleineren Siedlungen allerdings ziehen alle gemeinsam los.

Besucht werden sowohl Privatwohnungen wie auch Gaststätten. In Matriei geht die Gruppe nach einem festen Plan vor. An jedem der drei Tage wird ein anderer Ortsteil abgegangen. Stubenbesuche erfolgen fast nur nach vorheriger Vereinbarung. In kleineren Ortschaften wissen die Teilnehmer meist von vornherein genau, wo man sie einläßt und wo nicht. Das Ankommen der Gruppe ist durch das Tönen der Geläute weithin avisiert. In den großen bäuerlichen Stuben sitzen oft Angehörige mehrerer Familien zusammen, wogegen man in den engräumigen modernen Wohnungen schon aus Platzmangel nur deren Inhaber findet. Allerdings können Nachbarskinder dazugenommen werden. In bäuerlichen Siedlungen ziehen gelegentlich Zuschauer durch einige Höfe mit und beteiligen sich bei Nachbarn an den Raufereien um den Stubentisch.

Beim Eintreffen der Gruppe wartet alles auf den Bänken rings um die Stube, teilweise auch auf dem Ofen. Junge Leute sitzen verteidigungsbereit am Tisch, die Mädchen von den Burschen nach außen zu flankiert. Kinder, die beschenkt werden sollen, sind in der innersten Ecke plaziert, von Vater und Mutter beschützt. Ältere Leute benutzen meist die Bänke abseits des Tisches.

Als erster tritt der Nikolaus ein. Er segnet, spricht einige salbungsvolle Worte, befehlt manchmal, fragt die Kinder nach den heiligen Geboten oder läßt sie das Kreuzzeichen machen. In manchen Fällen beginnt er auch mit spitzigen Bemerkungen das Verhalten der Hausbewohner während des vergangenen Jahres anzuprangern. Befinden sich gute Reimeschmiede im Ort, kann es zum Verlesen von Rügegedichten aus einem großen Buch kommen. Der Nikolaus gibt auch den Kindern die von den Eltern vorbereiteten Geschenke. Nachher verteilen die begleitenden Engel mitgebrachte Bäckereien, Nüsse, Feigen und ähnliches, während von draußen durch die Tür immer wieder einige Klaubaufs hereindrohen. Zuerst läßt der Nikolaus das Bettelpaar Lotter und Lütterin agieren. Diese stürzen sich entweder sofort heischend auf die Bewohner, oder sie tanzen vorerst zur Harmonika des Spielmannes. Es gehört zum guten Ton, ein Geldstück in den hingehaltenen Beutel zu legen. Oft gibt man den Kindern Münzen in die Hand, damit auch sie einwerfen können. Nach dem Betteln tanzen Lotter und Lütterin nochmals, worauf die Klaubaufs hereinstürmen.

Sind Kinder anwesend, springen beziehungsweise schellen die Klaubaufs für gewöhnlich nur kurz und rütteln ein wenig am Tisch. Meist hält sie dann auch der Nikolaus mit seinem Stab etwas zurück. Befinden sich nur Erwachsene im Raum, wird auf jeden Fall um den Tisch gekämpft. Die Klaubaufs versuchen, ihn herauszuzerren, die Bewohner halten ihn mit vereinten Kräften fest. Der von ohrenbetäubendem Poltern und Schellen begleitete Vorgang sieht immer wilder und gefährlicher aus, als er tatsächlich ist. Vielfach kommt es im allgemeinen Gedränge zu Balgereien mit einzelnen Bewohnern, die dann von den Klaubaufs aus der Stube geschleppt werden, meist aber rasch zurückkommen und weiterkämpfen. Besonders die Mädchen sind beliebte Zielobjekte. Manchmal gelingt den Maskierten der Tischraub, manchmal bleiben die Hausbewohner Sieger. Nach dem Kampf verabschiedet sich der Nikolaus, die Hausleute stellen den Tisch an seinen Platz zurück und bringen die Stube in Ordnung, während die mancherorts auch „Passe“ genannte Gruppe weiterzieht.



Klaubaufs beim Tischheben in einer Stube. Zeichnung von Helmut Trost (16 Jahre), Matriei, Osttirol.

Abgesehen von kleineren, meist situationsbedingten Varianten ist der Ablauf überall sehr ähnlich. Da den Beteiligten immer wieder Schnaps angeboten wird, kann es geschehen, daß mit der Zeit einige Läufer zu randalieren beginnen oder ganz ausfallen. Auch der Nikolaus ist dagegen nicht gefeit. Nur die von Mädchen dargestellten Engel halten stets diszipliniert bis zum Schluß durch.

Das gesamte Konzept und das Agieren der Teilnehmer paßt sehr gut auf die dörflichen Verhältnisse etwa bis 1920. Hier spielten Schrammen im Bretterboden oder kleine Beschädigungen der schweren Holztische, die der Bauer im eigenen Betrieb leicht ausbessern konnte, keine Rolle. Auch war man diesbezüglich von vornherein toleranter. Heute funktioniert der Brauch in vollem Umfang nur noch in alten und ursprünglich eingerichteten Bauernhöfen oder Gaststätten. Anders ist die Situation in den neuen Siedlungshäusern mit ihren kleinen Wohnräumen und den modernen, leicht gearbeiteten, zum Teil aus glatten Kunststoffen bestehenden Möbeln. Hier läßt man wohl den Nikolaus und die Engel, höchstens noch Lotter oder Lütterin, nicht aber die Klaub-

aufs herein. Bestenfalls darf ein eher friedlicher Klaubauf durch den Türspalt drohen. Die übrigen müssen draußen warten, langweilen sich und beginnen dann Plänkeleien mit Vorübergehenden, vor allem auch mit Mädchen.

Manche Jugendliche, denen es in erster Linie auf das Raufen und Verfolgen ankommt, nützen diese Situation aus und heizen sie durch Provokationen an. Die Aktivität der Klaubaufs auf den Straßen beginnt zu dominieren, und das uralte und eigentliche Motiv des Brauchs, nämlich zu den hinter dem Stubentisch sitzenden Mädchen vorzudringen, geht mit den neuen Raumverhältnissen allmählich verloren. In kleinen Siedlungen, in denen nachts kaum jemand unterwegs ist, endet damit der ganze Klaubaufbetrieb, und nur der Nikolaus findet dort noch Arbeit. In mittleren Marktgemeinden mit vielen Straßenpassanten und größeren Plätzen, wo die Verlagerung des Maskentreibens auf die Straße genügend Betätigungsmöglichkeit bietet, lebt der Brauch in nunmehr veränderter Form weiter. In größeren Städten mit viel Autoverkehr, großen Auslagenscheiben und komplizierten technischen Einrichtungen muß das kollektive Balgen und Raufen auf Plätzen von den Behörden unterbunden werden. So ziehen in Lienz die Klaubaufs oder Krampusse, wie sie neuerdings heißen, ohne Nikolausgruppen allein oder in Rudeln auf den Gehsteigen herum und erfüllen keine zusammenhängende Aufgabe. Hier löst sich alles in mitunter sogar recht grobe Einzelhandlungen auf.

Obwohl nun, der allgemeinen Vorstellung folgend, bei dem gesamten Brauch der Nikolaus als Gabenbringer im Vordergrund steht und die dunklen Schreckgestalten als sein Gefolge gelten, kommt seiner Person doch keine zentrale Funktion zu. Beginnt in einem Ort aus irgendwelchen Gründen der Brauch zu verflachen, so verschwindet als erster der Nikolaus, wohingegen sich immer noch Buben und Burschen finden, die als Klaubaufs oder Krampusse laufen. Wird umgekehrt in einer Gegend der Brauch neu belebt, so beginnt man mit der Herstellung von Klaubaufmasken. Einen Nikolaus sucht man zuletzt.

In städtischen Bereichen kann sich die Gruppe insofern spalten, als etwa vom Studentenhilfswerk oder anderen Organisationen Nikolausdarsteller aufgetrieben werden und gegen Bezahlung vereinbarte Wohnungsbesuche durchführen. Völlig unabhängig davon aber laufen viele Burschen aus eigener Initiative als Krampusse herum. Dies ist zum Beispiel in Lienz der Fall. In Wien wurden solche Spontanaktionen anonymer Krampusse, die auf der Straße Mädchen attackierten, verboten. In Bruck an der Mur trafen, unabhängig aus verschiedenen Richtungen kommend, des öfteren mehrere Krampusse auf dem Hauptplatz zusammen, um hier herumzutoben. Den gleichen Vorgang beobachtete ich auch im salzburgischen Mittersill, wo Burschengruppen mit oft sehr einfachen Masken herumlaufen. Einen Nikolaus sah ich nicht darunter. Aus meiner Kindheit in Klosterneuburg bei Wien kenne ich das Krampuslaufen als Kinder- und Jugendspaß sehr genau. Kein Bub dachte daran, sich eine Nikolauslarve zu kaufen. Alle Papierhandlungen boten daher in großer Auswahl schwarze und rote Krampuslarven an.

Auch die erwachsenen Burschen beim Tiroler Klaubaufgehen schätzen die Nikolausrolle nicht. Sie wollen allüberall als Krampus oder Klaubauf gehen. Während die Herstellung der Nikolaus- und Engelsgewänder so gut wie immer Frauen überlassen wird, bemühen sich die Burschen um ihre Klaubaufausrüstung selbst. Man kann nur staunen, wieviel Energie, Zeit und Geld sie in ihre Ausstattung investieren. Vom Maskenschnitzen bis zur Zusammenstellung des Geläutes und Beschaffung der Felkleidung ist alles reine Männerangelegenheit, die auch nur zwischen Männern besprochen wird.

Es ist naheliegend und verständlich, daß ein so auffälliger und weit verbreiteter Brauch wie das vorweihnachtliche Herumtoben von Schreckgestalten, das Umherziehen des heiligen Nikolaus und seiner verschiedenen Begleiter die Wissenschaft, namentlich die Volkskunde sehr stark interessiert hat. Den zahlreichen Forschern und ihren verschiedenen zeitlichen Wirkungsperioden entsprechend, sind auch die angebotenen Erklärungen recht vielfältig.

Die christliche Deutung basiert auf der Legende vom heiligen Nikolaus, der bis 350 als Bischof im kleinasiatischen Myra lebte. Er soll sehr gefreudig und hilfreich gewesen sein und vor allem Kinder gerne beschenkt haben. Daran wollte ihn der Teufel hindern. Es kam zu einem Kampf. Der Bischof siegte, und fortan muß der Teufel immer in Gestalt des Krampus die Butte mit den Gaben hinter ihm hertragen. Diese Begründung des Festes, das alljährlich am Tag des Heiligen begangen wird, paßt aber nur auf die christlich städtische Brauchtumsvariante, wo ein Nikolaus mit einem Kram-

pus auftritt. Sie wird dem alten ländlichen Brauch mit den Scharen maskierter Burschen nicht gerecht. Auch müßte ja dann der Nikolaus die beliebteste Spielfigur sein und nicht der Krampus oder Klaubauf.

Eine ältere wissenschaftliche Erklärung greift den für das Klaubaufgehen manchmal verwendeten Namen „Perchtlaufen“ auf und sieht den Ursprung in der germanischen Mythologie. Nun sind gerade die alpinen Räume viel stärker keltisch als germanisch beeinflusst, und die heutigen Bajuwaren stellen das Resultat einer keltisch-römisch-germanischen Bevölkerungsmischung dar. Der Urstamm der Bojer war rein keltisch. Hier mit der nordisch-skandinavischen Mythologie zu argumentieren, ist zumindest gewagt. Da die gespenstische Percht auch mit der Wilden Jagd verbunden ist, wollten viele Wissenschaftler hier den mythischen Ursprung der winterlichen Maskenumzüge sehen. Tatsächlich jedoch sprechen die alten Beschreibungen der Wilden Jagd beziehungsweise des Wilden Heeres eindeutig dafür, daß es sich dabei nicht um erdachte Geisterscharen und fiktive Totenheere, sondern um reale Umzüge von Ortsbewohnern gehandelt hat. Die Parallelen zu winterlichen Maskenumzügen der Gegenwart, wie sie vor allem Otto Höfler sehr beweiskräftig aufgezeigt hat, lassen die ursächliche Verwandtschaft deutlich erkennen.

Wohl gibt es auch Deutungs- und Erklärungsversuche einer nahezu biologischen Naturphilosophie, wonach das Erzählgut über die Wilde Jagd nichts weiter als eine anthropomorphe Darstellung von Sturm, Blitz und Donner, Wetterwolken, Regen und dem Flügelrauschen nächtlich ziehender, bellende und wiehernde Rufe ausstoßender Zugvögel sei. Aus ornithologischer Perspektive kann ich versichern, daß Zugvögel bei Schlechtwetter nicht ziehen, daß man ihren Flügelschlag kaum jemals hört und daß die ländlichen Bevölkerungskreise, vor allem die Fischer und Jäger, die Zugvögel sehr genau kannten. Andernfalls wäre es wohl niemals zu den zahlreichen im Volk heute noch verbreiteten Wettervorhersagen aus dem Vogelzug gekommen.

Die so oft beschriebene Wilde Jagd war zweifellos, wie Höfler sehr ausführlich und auf Details eingehend nachweist, eine zwar unheimliche, doch allbekannte Realität, die offensichtlich einem ebenso alten wie weitverbreiteten Umzugsbrauch von Männerbänden entsprach. Tatsächlich blieb auch das Klaubauf- und Krampusgehen bis heute mit seltenen und sehr vereinzelten Ausnahmen reine Männerangelegenheit. Man muß daher versuchen, diesen gesamten Brauchtbereich aus der Perspektive des Mannes zu verstehen.

Häufig genug stößt man heute auf die verbreitete Ansicht, primär wäre man Mensch und in zweiter Linie erst Mann und Frau, deren Verhaltensunterschiede nichts weiter als durch Erziehung aufgedrängte Rollen darstellten. Ganz abgesehen davon, daß die Bezeichnungen „Mensch“ und „Mann“ derselben Wortwurzel entstammen, ist jede Artbezeichnung nur ein statistischer Begriff, der eine größere Zahl genetisch zusammengehöriger Individuen umfaßt, nicht aber als Gesamtphänomen beschrieben werden kann. Für den Wissenschaftler greifbar ist immer nur das Individuum. Das aber tritt uns entweder als Frau oder Mann entgegen, weil eben jede Wirbeltierart nur auf der Basis der Geschlechtsdifferenz entstehen und bestehen kann. Diese beiden unabdingbar erforderlichen, einander zur Art ergänzenden Phänotypen unterscheiden sich notwendigerweise in Aussehen und Verhalten. Wenn demnach ein Brauch nur von einer der beiden Erscheinungsformen betrieben wird, muß die Analyse zunächst einmal bei dieser Tatsache beginnen. Verhalten ist ja nicht ein frei schwebendes, von der Art willkürlich gestaltetes Übereinkommen, sondern ein im Individuum genetisch programmiertes, morphologisch und physiologisch fest verankertes Leistungssystem, das sowohl zur Umwelt wie auch zu den anderen Artgenossen paßt.

Die elementare Grundlage jedes von Männern ausgeübten Brauches, wie weit zurück seine Traditionen auch immer reichen mögen, liegt in Verhalten und Funktion, also in den Aktions- und Reaktionsweisen des Mannes begründet. Mythos und Kult stellen Folgeerscheinungen dar, die zwar ebenfalls Produkt von Verhaltens- und Einstellungsweisen sind, jedoch niemals als Primärursache betrachtet werden dürfen, die Ausgangspunkt für Erklärung und Analyse sein könnte.

Eine Kurzbeschreibung des Menschen als ökologisch eingepaßte Art müßte ihn als höhlenbewohnenden, tagaktiven, in Kleingruppen agierenden Wildbeuter, also Jäger und Sammler, charakterisieren. An dieser menschlichen Verhaltensausrüstung, die sich wäh-

rend mindestens sechshunderttausend Jahren Altsteinzeit bewährte, haben auch die letzten Jahrhunderte nichts zu ändern vermocht. Im Zivilisationsbereich ergab sich lediglich die Notwendigkeit zu anderen Realisierungsmethoden.

In der eben gebrachten Kurzcharakteristik des menschlichen Aktionssystems fällt dem Mann der aktiv explorierende, also der aggressivere Verhaltensanteil zu. Der Mann erledigt den Außendienst, verteidigt, sichert und erkundet. Die Frau gestaltet im Nahbereich, betreut und versorgt. Ihr fällt primär der Innendienst zu. Das besagt keinesfalls, daß nicht beide beides können oder sich die Talente fallweise sogar überschneiden, doch im allgemeinen ist jeder für seinen spezifischen Leistungsanteil besser geeignet. Der Mann erfindet das Arbeitsgerät, die Frau hat Verfeinerungsideen. Für die Frau ist kontinuierliche Aktivität typisch, wohingegen der Mann zeitweilig zu untätigem Zuschauen und theoretischem Diskutieren neigt, dann aber wieder größere Gewaltleistungen vollbringt. Frauen verstehen unter „sozial“ meist die familiäre Bindung, Männer neigen weit mehr zu Vorstellungen von Freundschaft, Kameradschaft, Gruppenbildung.

Gerade diese starke Tendenz zum Zusammenschluß, zur Bildung von Kumpaneien, Stammtischen, Gesprächsrunden oder Aktionsgemeinschaften ist bei allen Völkern männertypisch. Die Mehrzahl der Männer arbeitet gerne kollektiv mit ein paar Kumpanen zusammen. Die arbeitsteilige Jägerhorde ist das Urbild des männlichen Zusammenschlusses. Erst jagt man, plagt sich, kämpft um den Erfolg, dann setzt man sich in der Runde zusammen und redet darüber. In unserer zivilisierten Welt wird der Mann vielfach zum Vereinsgründer.

Betrachtet man solche, wie auch immer rechtlich verankerten Männergemeinschaften, so ergibt sich mit großer Regelmäßigkeit ein gleiches Bild. Es besteht eine zumeist klare, zeitweilig jedoch umkämpfte hierarchische Ordnung. Die Neigung zu bestimmten Bräuchen, Ritualen, regelmäßigen Zusammenkünften und gemeinsamen Symbolen ist sehr stark. Einheitliche Kleidung bei Aktionen ist beliebt. Geheimzeichen sind nicht selten. Sehr oft bedarf der Neuling zum Eintritt der Empfehlung durch ein altes Mitglied. Meist wird er auch nicht sofort voll akzeptiert, er muß sich erst bewähren. Bestimmte Aufnahmszeremonielle sind häufig, mitunter gibt es Leistungsproben und Prüfungen. Die einzelnen Vereine und Bünde haben fast immer irgendwelche Zielsetzungen, die oft zu Idealen und Ideologien werden. Bei verschiedenen Veranstaltungen wird gemeinsam gegessen. Frauen werden gelegentlich eingeladen, können sogar als Helferinnen, Patinnen für Fahnen, beim Geldsammeln oder Vorbereiten von Festen mitwirken; Anteil am inneren Gruppengeschehen nehmen sie aber äußerst selten. Die Männer wollen unter sich bleiben.

Diese hier nur kurz skizzierten Merkmale männlicher Gruppenbildung haben Allgemeingültigkeit in sämtlichen Kulturen dieser Welt, weil eben auch das Männertum als solches Allgemeingültigkeit hat. Unterschiedlich sind nur die jeweils dominierenden Einstellungsfaktoren sowie selbstverständlich die Zielsetzungen, Aufgabenbereiche und kulturellen Realisierungsformen. Wenn etwa die Mitglieder des alten indianischen Hundebundes die Lageraufsicht betreiben und für eine bestimmte Ordnung sorgen, ist das dem Prinzip nach nichts anderes, als wenn ein Aquarienverein bestimmte Haltungstechniken durchzusetzen versucht. Betrachtet man etwa die im deutschen Sprachraum gängigen Männerorganisationen, so erhält man trotz aller phänotypischen Unterschiede ein recht einheitliches Elementarbild. Die innere Ähnlichkeit zwischen Pfadfindern, Freimaurern, Schlaraffen, Rotariern, Rockergruppen, Ritterorden, Studentenverbindungen, Wissenschaftsakademien, Terroristengruppen oder Kleintierzüchtervereinen ist weit größer, als man auf den ersten Blick glauben möchte. Sie alle sind, selbst wenn Frauen mitwirken, ausgesprochen männerorientiert und männertypisch.

Die Annahme, solche Männerorganisationen würden einzig und allein zur Bewältigung bestimmter Aufgaben geschaffen, ist irrig. Sie entstehen aus einem endogenen Bedürfnis des Menschenannes, das allerdings der biologischen Aufgabe dient, die ökologisch erforderlichen Aktivitäten der kollektiven Menschengruppe auch kollektiv bewältigen zu können. Ist zeitweilig kein von der Umwelt gegebener Ernstbedarf vorhanden, so hält sich der Mann mit Hilfe von Realitätsattrappen einsatzbereit. Endogene Druckzustände müssen nämlich ebenso reaktiv beantwortet werden wie exogene Problemsituationen. Die Bewältigungsformen sind prinzipiell gleich. Ein Faktor davon, der immer wieder und unter allen Umständen auftritt, ist die Formierung der Männergruppe.

Das Streben danach reift bereits bei Kindern. Sobald kleine Buben soziale Tendenzen zeigen, beginnen sie auch schon Banden zu bilden, die zwar meist sehr kurzlebig sind, aber bereits wesentliche Männerbundmerkmale aufweisen. Sie geben sich exklusiv, haben ein kleines Geheimnis vor anderen zu verbergen und täuschen zumindest eines vor, sind hierarchisch gegliedert und neigen zu Taten, die sich gegen irgendetwas richten. Solche Verbindungen können länger währen oder nur für einige Stunden entstehen – immer werden die Mitglieder so agieren, als wäre ihr Tun auf Dauerhaftigkeit eingestellt. Mitunter erfinden Buben imaginäre Bünde oder Banden und spielen sich anderen gegenüber als Bosse geheimnisvoller Gruppierungen auf.

Läßt man jungen Burschen in Heimen einen gewissen Spielraum unkontrollierter Selbstverwaltung, so formiert sich sehr rasch eine Führungsgruppe, die ein strenges Ordnungssystem hart durchsetzt, unter Umständen sogar Tribute fordert und allüberall, gleichgültig ob gerecht oder ungerecht, disziplinierend eingreift. Durch dieselben Antriebsimpulse entstehen auf wirtschaftlicher oder politischer Ebene mitunter aus aktivistischen Minoritäten draußängigerische Management- oder Terrorgruppen. In solchen Führungsgruppen können gelegentlich auch Mädchen oder Frauen eine Rolle spielen, doch dies fast immer nur, wenn sie eine entsprechende weibliche Dienstbereitschaft an die männlichen Mitglieder mit ideenreicher maskuliner Härte koppeln, oder aber es handelt sich um die spezielle Freundin des Bosses, mit der er imponiert. In allen Belangen gleichgestellte Mitglieder werden Frauen in Männerbünden aber nur sehr selten. Für gewöhnlich liegt ihr Status entweder unter oder über dem der anderen Kumpane.

Während nun im städtischen Bereich das Angebot an Funktionsmöglichkeiten für solche männerbündischen Tendenzen sehr groß und vielgestaltig ist und sich in einem Niveaufälle von der Diebsbande über die Fasnachtsgilde und Handwerkerzunft bis hinauf zum Parlamentsklub bewegt, sind die Möglichkeiten vor allem im alten ländlichen Bereich nahezu eindimensional beschränkt. Der selbstversorgende Bauer hat einen so geringen sozialen Entfaltungsspielraum, daß letztlich eben jedes Dorf nur einen Burschen- oder Männerbund hervorbringen kann, dessen einzige Differenzierungsmöglichkeit durch Alter und Verehelichung der Mitglieder gegeben ist. Da letztlich aber ein Dorf dem anderen prinzipiell gleicht, die Zahl der aktiven Burschen nicht hoch ist und sich außerdem weithin alle kennen, kann hier eben nur ein bestimmter Typus von Männerbund entstehen. Die Funktionsmöglichkeiten erstrecken sich auf Überwachung von Umgangs- und Verhaltensnormen im Dorf, Wahrung von vorwiegend ungeschriebenen Rechten und Einhaltung von Grenzen, Regelung der Beziehungen zu den Mädchen, Organisation von Festen, eventuell noch Hilfe für Arme und Alte sowie Abwehr herrschaftlicher oder behördlicher Übergriffe. Die Methoden und Mittel ergeben sich aus dem Zusammenwirken der örtlichen ökonomischen Gegebenheiten mit der spezifisch männlichen Denkungsweise.

Die wohl größte, weiträumigste und geschlossenste männerbündische Organisation war der berühmte bayrische „Habererbund“, dessen augenscheinlichste und daher auch populärste Aktion im „Haberfeldtreiben“ unter Führung des „Haberfeldmeisters“ bestand. Es waren dies harte Rügegerichte gegen Personen, die sich Verstöße gegen Brauchtum und ländlichen Sittenkodex hatten zuschulden kommen lassen. Mit „Hafer“ und „Haferfeld“ hat das Haberfeldtreiben der Haberer sicher nichts zu tun. „Haberer“ wird in der Mundart mit hellem, „Habern“ (Hafer) mit dumpfem, schon an „o“ erinnerndem „a“ ausgesprochen. Der Bund war stark militärisch organisiert. Ursprünglich nahm man sogar am liebsten Burschen mit absolviertem Militärdienst auf. Da der Bund im 17. Jahrhundert entstanden ist, muß er auch aus dieser Zeit erklärt werden.

Das „Feld“ war damals die aufgestellte Truppe, der „Feldmeister“ der Vormann dieses zur Aktion formierten Feldes. „Haberer“ bedeutet im Wienerischen heute noch allgemein soviel wie Kumpan oder Kumpel, „habern“ heißt essen. Es handelt sich um die eingedeutschte Form des jüdischen Wortes „Chavver“ für Freund, Gefährte. Bedenkt man, daß Kumpan oder Kumpel beziehungsweise Kumpanei oder Kompanie von dem lateinischen „cum pane“ stammen und somit jene bezeichnen, mit denen man das Brot ißt, wird die tiefere Bedeutung von Haberer und habern sofort verständlich. Die Haberer sind eben jene, die so gute Freunde sind, daß sie miteinander essen. In bedeutungsgleicher Weise hängt „Genosse“ mit „genießen“ und vielleicht auch „Gemahl“ mit dem „Mahl“ zusammen.

Vor dem Haberfeldtreiben aßen alle Haberer gemeinsam. Die Bewirtung war ein wesentlicher Punkt des Treibens, denn unter „Treiben“ hat man die Gesamthandlung im

Sinne von „betreiben“ und nicht „verfolgen“ zu verstehen. Dieses gemeinsame Essen nun ist ein wesentlicher Kernpunkt fast aller männerbündischen Aktionen. Hierher gehört das Arbeitessen einer Regierung ebenso wie das Schlüsselreiben der Jäger, das Gemeinschaftsmahl der Perchtenläufer, das Essen der Schützen im Festzelt nach der Parade, das Abendmahl der Jünger Jesu, unter denen sich nicht eine einzige Frau findet, das Festbankett nach dem Staatsakt – oder das Teufelsmahl der Matreier Klaubaufs. Gemeinsames Essen und Anbieten von Essen ist ein typisches Freundschaftsritual, das wir übrigens auch bei verschiedenen Tierarten finden. Nur wenige Männerbundaktionen werden ohne gemeinsame Nahrungsaufnahme stattfinden können, weshalb ja auch Männervereine so gern in Gaststätten agieren und sich allüberall Stammstämme bilden. Die Rotarier treffen sich in jedem Ort einmal wöchentlich in einem Restaurantsaal zum gemeinsamen Mittagessen, dem man unentschuldigt nicht fernbleiben soll.

Vergleicht man nun unterschiedlichste Männerbundaktionen im europäischen Raum, so hat man dem Prinzip nach sehr einheitliche Abläufe vor sich, die wir in ihren Grundstrukturen bei allen Völkern dieser Erde vorfinden. Hinter dieser Analogie aber stehen weder Mythos noch Tradition, sondern primär die weltweite Homologie der angeborenen menschenmännlichen Verhaltensausrüstung. Hierin ist auch der Grund zu suchen, warum Klaubaufgehen, Wilde Jagd, Perchtenlauf, Gassellaufen, Fasnachtsumzüge und Haberfeldtreiben so viele Gemeinsamkeiten aufweisen.

Der Name „Klaubauf“, volksetymologisch von einem böswilligen „Aufklauben“ und Mitnehmen kleiner Kinder abgeleitet oder mitunter auch als Dialektvariante von „Nikolaus“ und „Klaus“ angesehen, stammt in Wahrheit aus dem germanischen Sprachschatz. Das gotische Wort „hlaupan“ (springen) ist eine Altform unseres Wortes „laufen“. „Ushlaupan“ hatte die Bedeutung von „aufspringen“. „Lauf“ heißt im Altenglischen „hleap“, im Altisländischen „hlaup“. Ursprünglich verstand man unter „laufen“ wahrscheinlich „im Kreis hüpfen, tanzen“. Das englische Wort „to leap“ bedeutet ebenfalls „springen, hüpfen“. „Klaubauf“ heißt also nichts weiter als „Tänzer, Springer, Läufer“, wobei die Endsilbe „auf“ daranhängt wie etwa beim tarnenden Teufelsnamen „Hupfauf“ oder dem bekannten Wort „Schluckauf“. Wortverbindungen mit „auf“, wie etwa auf-lachen, aufheulen, aufbrechen, aufhussen, deuten immer ähnlich wie Verbindungen mit „los“ plötzliche Aktionen an. Man kann daher ebenso gut „los geht's“ wie „auf geht's“ sagen. Klaubauf dürfte ein sehr altes Wort sein, weil es auch bereits als Familienname vorkommt. In diesem Zusammenhang sei auch an die Familiennamen Springauf, Frühauf oder Frischauf erinnert, die durchaus aktivistisch wirken.

Die Ausrüstung des Klaubaufs besteht grundsätzlich aus Maske, Fellmantel und dem Geläute, also dem Gürtel mit Schellen oder Rollen. Anstelle der Maske kann, was wohl die ältere Form darstellt, das Gesicht mit Ruß geschwärzt sein. Gesichtstarnung, häufig ein Bart, Fellumhänge und Lärminstrumente, im speziellen Fall noch ergänzt durch Gewehre, ist auch die Ausrüstung der Haberer. Häufig ebenfalls im Gesicht geschwärzt oder maskiert, ziehen die Burschen zum Gassellaufen (Fensterln) und ebenso zum Wildern. Gesichtsmaskierung, Fellkleid und Schellen tragen viele Schiachperchten bei Umzügen im Spätwinter und Vorrübling. Ungeachtet der verschiedenen aktuellen Anlässe, bleiben die Ausrüstungskomponenten, die eben bestimmten elementaren Erfordernissen entsprechen, immer dieselben.

Entscheidende Funktion jeder Maskierung ist die Unkenntlichmachung des Gesichts. Sie verschleiert die Identität und ermöglicht dadurch ein freies ungebundenes Verhalten. Schon Kinder verbergen in peinlich empfindenden Sondersituationen spontan ihr Gesicht. Im Tierreich ist das Prinzip der Identitätsverwandlung oder „Maskierung“ mittels drastischer Veränderung des normalen Erscheinungsbildes (z. B. plötzliches Aufstellen von Haaren oder Federn, Zeichnungsänderung bei Fischen) sowohl im innerartlichen Verkehr wie auch in der Feind-Beute-Beziehung weit verbreitet.

Je besser Menschen miteinander bekannt sind, desto schwerer wird es für sie, aus der gewohnten Verhaltensrolle zu fallen. Einen guten Freund kann man nicht plötzlich hart und streng rügen. Polizei, Gendarmerie, Militär und auch diplomatische Missionen werden nach Möglichkeit in gewissen Abständen personell ausgetauscht, damit sich die Funktionsträger nicht allzu fest eingewöhnen und gegen die wohlbekannteste Bevölkerung Aktionshemmungen entwickeln. Der Ortsansässige tut sich als Ortopolizist überaus schwer. Gerade hier erhält die Uniform eine sehr wichtige Zusatzfunktion, nämlich

die als maskierungsanaloges Hilfsmittel zum Wechsel der Identität. Unter dem Schutz von Uniform und Amtsmiene fällt die Amtshandlung gegenüber dem vertrauten Gruppenmitglied leichter. Diese psychische Elementareinstellung liegt auch jedem Maskenbrauchtum zugrunde. Die Maske befreit von bestehenden Bindungen, schafft Raum für Sonderaktionen.

Form und Art menschlicher Maskierung ist von zahlreichen Faktoren abhängig, die sowohl in den gegenwärtigen wie auch den historischen Gegebenheiten, Möglichkeiten und Erfordernissen der betreffenden Sozialeinheit verankert sind. Die Maske stellt ja, im menschlichen Bereich betrachtet, nur die Fortsetzung einer angeborenen, im Stammbaum weitverbreiteten Tendenz mit den Möglichkeiten eines werkzeuggebrauchenden Primaten dar. Diese Möglichkeiten hängen von der Umwelt, der lokalen Kultursituation und dem Bedarf des Maskenträgers ab. Ruß, Blut, Lehm, Pflanzen- oder Erdfarben sind die elementarsten und direktesten Mittel zur Gesichtsveränderung. Dann folgen als Abdeckmaterialien Fell, Leder, Rindenbast und Holz. Webstoffe und Metalle oder gar Papier kommen spät. Keramik wird wegen Brüchigkeit kaum verwendet.

Jegliche Maskengestaltung ist Kunst, und Kunst kommt von „Können“. Es hängt letztlich von der Begabung einzelner Hersteller ab, wie die örtlichen Masken aussehen. Bei den Matrieer Klaubaufmasken entstand, nach Schnitzern verfolgbare, ein allmählich hochgezüchteter, ganz eigenartiger Darstellungsstil und somit eine charakteristische Maskenform, die allgemein Interesse und Gefallen fand und somit in die weitere Umgebung ausstrahlte, so daß man heute ganz Osttirol und das anschließende Kärntner Gebiet als eine zusammengehörende Maskenlandschaft bezeichnen kann. Im nahen Gasteiner Tal sind die in gleicher Situation verwendeten Masken völlig anders und für die Talschaft charakteristisch. Gerade in Gastein aber tritt der Fall ein, daß gleiche Masken mitunter zu verschiedenen Zwecken verwendet werden. So dienen sie hier einerseits alljährlich beim Klaubauf- oder Krampuslaufen, andererseits aber alle vier Jahre als Masken der Schiachperchten, die jedoch in der Vorstellung der Träger als Umzugsfiguren nicht mit den Krampussen ident sind.

Ein weiteres Ausrüstungsstück der Klaubaufs ist der Pelz. Die Verlockung wäre groß, davon besondere Wildheit oder dämonisch-theriomorphe Ausdruckstendenzen abzuleiten. Tatsächlich aber ist Fell- und Lederkleidung uraltes Alltagsgewand, das überall nachweisbar ist, wo Tiere erjagt oder Haustiere gehalten werden. Lediglich in tropischen Gebieten bewährt sich dieses Material wegen zu rascher Verrottung schlecht. Daher wurde ja auch bei allen in Tropenregionen dienenden Truppen das lederne Riemenzeug durch Gurte ersetzt. Im paläarktischen Raum hingegen bietet Fell den besten Klimaschutz, weswegen es hier bis in jüngste Zeit namentlich von Hirten allgemein getragen wurde. Da die Bevölkerung früher vor allem zur Zeit der adeligen Grundherrschaft zur Wolfsjagd verpflichtet war und diese auch in allen Schafzuchtgebieten eifrigst betrieb, waren neben dem Schafspelz auch Wolfspelze beliebtes Material für winterliche Schutzkleidung.

Wenn der großstädtische Wissenschaftler nun hinter pelzvermummten winterlichen Brauchtumsgestalten wilde Männer, Dämonen, Tierdarstellungen und Totengeister vermutet, folgt er genau wie beim angeblichen „Flügelrauschen der Zugvögel“ seiner eigenen eher naturfremden Logik, nicht aber den Vorstellungen der Bauern und Hirten. Schließlich diente der Schafspelz noch über den zweiten Weltkrieg hinaus Soldaten, Eisenbahnern, Straßenarbeitern und fahrenden Händlern als Kälteschutz. Erst die verbesserten Technologien bei der Gewebeerstellung und Wärmedämmung machten ihn mehr und mehr überflüssig. Damit erfolgte, abgesehen von der großstädtisch-modischen Nutzung, eine gewisse Einengung der Schafspelzverwendung auf den Brauchtumsbereich.

Dieser Bedeutungswandel eines der Ursprungsfunktion enthobenen Kleidungsstückes ist ein völlig natürlicher gesetzmäßiger Vorgang, wie er sich im Bereich etwa der Uniformentwicklung immer wieder abspielt. Auch alte Volkstrachten bleiben nach Verdrängung durch neuere recht oft für Sondersituationen erhalten. Im japanischen Schauspiel traten Götter, da sie von weit her kommen, fast immer im Reisstrohmantel des Wanderers auf. Als dieser im alltäglichen Gebrauch durch moderne Textilien ersetzt wurde, blieb er im Theater als Götterkennzeichen erhalten. Es wäre nun ebenso falsch, die Schauspielfiguren ihres Mantels wegen von Reisdämonen ableiten zu wollen, wie es irrig ist, die bepelzten Brauchtumsfiguren mit einer Art Tier- und Fellmythologie in Zusammenhang zu bringen.

Auch das dritte Teilstück der Klaubaufausrüstung, der Gürtel mit den Schellen, läßt sich ethologisch erklären. Die Anthropoiden, nächste lebende Verwandte des Menschen, sind stark optisch und sekundär akustisch orientiert. Die Olfaktorik hat im Vergleich zu den niedrigeren Primaten eine geringe Bedeutung. Schimpansenmänner imponieren daher einerseits durch optisch wirksame Wutmimik, Sträuben der Haare und drohende Körperhaltung, andererseits mittels Lärmschlagen. Sie tun es auf verschiedene Weise, zum Beispiel durch Schütteln von Zweigen. Jane Goodalls wildlebende Schimpansen verwendeten zur Schallerzeugung auch leere Blechdosen aus Lagerbeständen. Im Zoo von Straubing bringt ein alter Schimpansenmann die Schwingtür seines Käfigs zu lautem Anschlag, springt gegen dröhnende Holzwände, klatscht auf den Boden, scheppert mit dem Gitter in verschiedenen Tonlagen und ruft dazu lautstark. Besonders anregend wirken auf ihn blonde Mädchen, weil er als Kind in einem Nachtlokal auf der Hamburger Reeperbahn von einer blonden Dame betreut worden war.

Lärmen ist ein unter höheren Wirbeltieren weitverbreitetes Balz- und Drohmittel. Der Mensch ist hier nicht ausgenommen. Kriegsgeschrei und Werbesingen spielen bei ihm seit alters her eine große Rolle. Als die Zimbern und Teutonen bei Noreia die Legionen des Marius angriffen, brüllten sie laut in ihre Schilde, was dumpf und bedrohlich klang. Außerdem schlugen die Krieger ihre Schwerter aneinander und ließen die Ketten rasseln, mit denen sie sich aneinandergeschlossen hatten. Das heute bei manchen Jugendlichen so beliebte Aufheulenlassen von Zweiradmotoren könnte man im ethologischen Fachjargon ohne weiteres als „instrumentales Balzdrohen des juvenilen Menschenmännchens“ bezeichnen. Freude am Lärm ist auch mit ein Motiv zum Besuch der Diskotheken. Ein Klaubauf, der mit seinen Schellen läutet, will imponieren und seine Umgebung einschüchtern, um erfolgreicher agieren zu können. Wer an Dämonen glaubt, die ja immer irgendwie menschenanalog gedacht sind, wird selbstverständlich auch sie durch Getöse einzuschüchtern suchen.

Dazu kommt allerdings noch eine andere, viel allgemeinere Funktion des Lärmes, nämlich die als soziales Mitteilungssignal. Geräusche überbrücken Sichthindernisse. Wer sein Kommen ankündigen will, macht sich durch Lärm bemerkbar. Beim Haberfeldtreiben rückten die Kolonnen der Haberer völlig lautlos an den Ort der Handlung, um nicht vorzeitig bemerkt zu werden. Erst mit Beginn der Rügeaktion begannen sie zu lärmern, denn nun galt es, auf sich aufmerksam zu machen. Wer in friedlicher Absicht kommt, macht sich von weit her bemerkbar. Das ist eine ebenso alte wie allgemein verbreitete Regel, die vielfach im Brauchtum rechtlich verankert ist.

Früher mußten mit ansteckenden Krankheiten behaftete oder geistesgestörte Menschen Schellen am Gewand tragen, damit man ihnen rechtzeitig ausweichen konnte. Ebenso war es Pflicht, sich bei Annäherung an einsame Häuser durch Glockengeklänge anzukündigen. Wer lautlos unter die Dachtraufe trat, durfte ohne Vorwarnung niedergeschlagen werden. Schlittenglöckchen, die Glocke des Eisverkäufers und des Müllabholers (in Österreich früher „Mistbauer“ genannt) sollten einstmals ebenso bestimmte Situationen ankündigen wie die Versegelglocke, die geläutet wurde, wenn der Pfarrer zum Besuch eines Sterbenden unterwegs war. Jahrmarktsausrufer, den Weg freimachende Vorläufer von Herrschaftswagen sowie Amtsdienstler benützten verschiedene Glocken. In Indien sind Wasserträger, Elefanten, Kamele und Pferde mit klanglich gut unterscheidbaren Glöckchen ausgestattet. Südamerikanische Indianer rufen laut im Wald, ehe sie zum Freundschaftsbesuch den Freiraum um ein fremdes Dorf betreten. Die Glocken der früher oft zu einschichtigen Gehöften ziehenden Klaubaufs stammen sicherlich aus diesem Komplex des friedlichen Ankündigens und wurden erst später zu den riesigen, ohrenbetäubend lauten Imponierschellen, die sie heute sind. Schellen kennen wir übrigens auch von vielen Faschings- und Perchtenumzügen. Generell betrachtet, ist es erstaunlich und nur aus angeborenen Tendenzen heraus erklärbar, daß bei allen Völkern so viele verschiedene Lärminstrumente erfunden wurden und fast ausschließlich von Männern gebraucht werden.

So paßt also das Klaubaufgehen vollkommen in das gängige Brauchtum der Männerbünde hinein. Auch das Rügen und Loben beziehungsweise Belohnen durch den Nikolaus sowie das Unfugtreiben stellen keinen Gegensatz zu anderen Gemeinschaftsunternehmungen dar. Von dieser Seite läßt es sich nur als eine der üblichen Burschenaktionen bezeichnen und unterscheidet sich prinzipiell kaum vom Haberfeldtreiben oder von früheren Umzügen und Ulkveranstaltungen der Studenten. Alle diese Unternehmungen führten deswegen auch gleichermaßen zu Konflikten mit den Behörden. Es

kam zu Raufereien, Festnahmen und Prozessen. Liest man in alten Berichten nach, was etwa Bismarck als Student gemeinsam mit Kommilitonen in Göttingen alles anstellte, erkennt man deutlich, daß es sich eben auch hier nur um städtisch-universitär abgewandelte, typische Männerbundaktionen gehandelt hat.

Der eigentliche Grund für die jeweiligen Gruppenauftritte oder die jahreszeitlich festgelegten Brauchtumshandlungen läßt sich jedoch nicht so ohne weiteres aus dem äußeren komplexen Erscheinungsbild ablesen. Hier ist eine Faktorenanalyse unumgänglich. Auffällig beim Klaubaufgehen ist vor allem die jahreszeitliche Verankerung des Brauches, die Mitbeteiligung des Nikolaus, die Hausbesuche der Burschen und ihr Streben, den Stubentisch aus der Ecke zu zerren.

Wie bereits gesagt, war der heilige Nikolaus bis 350 Bischof von Myra in Kleinasien. Seine Gebeine wurden entwendet und befinden sich heute in Bari. Die älteste Legende erzählt von der Errettung dreier armer Mädchen, die von den Eltern aus Not in ein Freudenhaus verkauft werden sollten. Nikolaus warf nachts jedem einen goldenen Apfel ins Bett, wodurch sie genügend Mitgift hatten und heiraten konnten. Daher zählen drei goldene Kugeln oder Äpfel zu seinen wichtigsten Insignien. Den Kindern bringt er heute noch Äpfel oder die ebenfalls runden Nüsse.

Glänzende, namentlich goldene Kugeln gelten speziell im Orient als augenanaloge Abwehrzeichen gegen den Bösen Blick und spielen im magischen Schutzbereich eine sehr wichtige und verbreitete Rolle. Über dem Tor von Byzanz befand sich eine goldene Kugel zum Schutz gegen Hexen. Der Reichsapfel geht ebenso auf diese alten Glaubensvorstellungen zurück wie die goldenen Kugeln auf den Türmen christlicher Kirchen, islamischer Moscheen oder auf den Roßschweifstangen der alten Türkenheere. Goldene Kugeln oder Äpfel in Dreieranordnung sind eine Steigerungsvariante dieses Schutz- und Abwehrprinzips. Die Kugeldreierheit begegnet uns wiederholt in der griechischen Mythologie. So bringt Herakles drei goldene Äpfel vom Baum der Hesperiden, den Gaia anlässlich der Hochzeit von Hera und Zeus aus ihrem Schoß hatte wachsen lassen. Hippomenes gewinnt Atalante zur Frau, weil er ihr im Wettlauf nacheinander drei Goldkugeln vor die Füße wirft, die sie aufhebt, wodurch ihr Vorsprung verlorengeht. Der Zusammenhang der drei goldenen Kugeln mit Heiratsbrauchtum ist dadurch wohl erwiesen. Noch heute findet man in der Türkei das Drei-Kugel-Motiv als Dekorationselement auf Ehebetten.

Nikolaus ist also ein Heiratsbischof. Sein eher heidnischer Funktionsvorgänger ist der Getreue Eckart bei der Wilden Jagd. Er wacht vor dem Eingang zum Venusberg und führt die Umzüge der Göttin an, wodurch ein Nahverhältnis zwischen Wilder Jagd und Venuskult deutlich zutage tritt. Die Perchta wiederum ist mitunter gegen Venus vertauschbar und der Wilde Jäger erjagt das Moosweib, das seinerseits Züge der Perchta trägt. Dieser ganze Vorstellungskomplex zeigt also unverkennbare Kriterien eines Partnerfindungs- und Paarbildungsbrauchtums. Wenn nun die Klaubaufs bei ihren Stubenbesuchen den Tisch, hinter dem die junge Weiblichkeit sitzt, aus der Ecke zerren, die Mädchen aus der Stube hinaus in den Hof tragen und sich mit den verteidigend eingreifenden Burschen herumbalgen, so geht es um das gleiche Motiv. Dazu paßt auch, daß Klaubaufgehen und andere winterliche Umzugsbräuche ursprünglich den ledigen Burschen vorbehalten waren und Verheiratete nicht mitwirkten. Mit der Hochzeit schied man aus dem Burschenverband aus. All dies beweist, daß es sich beim Klaubaufgehen um einen alten Werbebrauch handelt, wie ja überhaupt die Winterzeit eigentlich eine große Werbezeit ist.

Auf der Insel Föhr beispielsweise, in einem alten friesischen, also grundgermanischen Siedlungsbereich, übte man bis in die jüngste Zeit den Brauch des „Nachtfreiens“. Die Männer und ledigen Burschen fuhren im Frühjahr zum Walfang aus und kamen erst im Herbst wieder heim. Die Beziehungen zu Mädchen konnten nur im Winter blühen. Zu Winterbeginn besuchten die Ledigen nachts die Mädchen. Wurde eines schwanger, so heiratete man im Frühling vor der Ausfahrt. Auch im süddeutschen Raum lagen die Verhältnisse prinzipiell ähnlich. Wintersüber waren die Jungmänner daheim, aber bereits im März zogen die meisten zur Arbeit in die Fremde. Während der wärmeren Jahreszeit verdingten sie sich als Bergknappen, Hirten, Flößer, Fuhrknechte, früher auch als Soldaten. Bis in die Zeiten des Siebenjährigen Krieges schickte man vielerorts die Soldaten den Winter über heim, um keinen Sold zahlen zu müssen. Kriege wurden fast nur im Sommer geführt. Wandlerhändler, Sennen arbeiteten alle nur vom Frühling bis zum Herbst.

Es ist eine der naheliegendsten Handlungen, daß die nach mehrmonatiger Trennung vom ureigensten Sozialbereich heimkehrenden Männer ihr Interesse den Frauen zuwenden, die ihrerseits die Männer ebenso sehnsüchtig erwarten. Es muß zu dieser Zeit einfach ein gesteigertes Sexualinteresse auftreten. Diese Tatsache ist aus den beiden letzten Weltkriegen von allen Frontsoldaten bekannt. Bei den Franzosen wurde im ersten Weltkrieg durch Beigabe von Brom in den Kaffee — er hieß in der Armee „Bromure“ — physiologisch gedämpft. In der deutschen Wehrmacht nannte man den sexuellen Gesprächsbereich generell „Thema 1“. Die Probleme lagen bei den Fremd- und Wanderarbeitern früherer Zeiten nicht anders. Kam man endlich nach Hause, wandte man sich den Frauen zu.

Und genau wie bei den Fischern auf Föhr, fällt deshalb auch im Alpenland der Heiratstermin in den Vorfrühling, nämlich in die Fasnachtszeit. So konnten eventuelle Schwangerschaften noch rechtzeitig legalisiert werden, denn immerhin bestand die Gefahr, daß der Mann während des Sommers auswärts verunglückte oder aus anderen Gründen nicht mehr heimkehrte. Dann sollte das Mädchen nicht mit einem ledigen Kind zurückbleiben. Auf Helgoland ging man früher aus dem gleichen Grund gegen Fremde, die sich während eines Besuches mit einem Mädchen angefreundet hatten, sehr rigoros vor. Man ließ sie einfach 9 Monate nicht weg. So erging es auch dem Maler Gaetke, der dann zum Gründer der Vogelwarte Helgoland wurde. Aus den klimatisch-ökonomischen Bedingungen weiter europäischer Siedlungsräume und ihrer Folgen für das menschliche Liebesleben resultiert also nahezu zwingend, daß die Partnerfindung und Paarbildung in den Spätherbst, die Heirat in den Vorfrühling fällt.

In vielen Gegenden war es grundsätzlich üblich, ein Mädchen nur dann zu heiraten, wenn es durch Schwangerschaft bewiesen hatte, daß es in der Lage war, mit dem betreffenden Mann Kinder zu zeugen. Kinder wurden nicht nur zur Sicherung der Erbfolge, sondern auch als Helfer bei der Hausarbeit gebraucht. Es ist sicher kein Zufall, daß gerade zur Perchtenzeit die Mädchen ihre häusliche Tüchtigkeit dadurch nachweisen müssen, daß sie im Haus fertig abgesponnen und alles fein säuberlich aufgeräumt haben. Der Bursch will die tüchtige, nicht die unfähige Hausfrau. Es heißt, den dummen und faulen Mädchen stopft die umgehende Percht die Wolle und das Werg in den Bauch, eine deutliche Metapher für Unfruchtbarkeit. Statt jungen Lebens bekommen sie totes Zeug in ihren Leib.

In auffälliger Konzentration sind auch alle Liebestermine und Liebesorakel auf die Spätherbst- und Wintermonate angesetzt. Die Faschings- beziehungsweise Fasnachtszeit beginnt am 11. 11. um 11 Uhr und dauert mit kurzer Unterbrechung durch den Advent bis zum Aschermittwoch im Februar. Besonders charakteristisch ist, daß ein gewähltes Prinzenpaar in dieser Zeit regiert, das nicht verheiratet sein soll, und daß bei jedem halbwegs traditionellen Faschingsumzug im Februar ein parodiertes Brautpaar mitzieht. Die Wilhelminenberger Untersuchungen haben übrigens die bisher in der gesamten Literatur nicht erwähnte Tatsache aufgezeigt, daß zumindest in Österreich zu den Krampustagen in auffallend gesteigerter Zahl Liebesgrüße ausgetauscht werden und eben deswegen die Postkartenverlage erstaunlich viele Krampuskarten mit stark sexuell getönten Scherzmotiven produzieren, die ausgezeichnete Geschäftserfolge bringen. Ein ähnlicher Liebesgrußtermin, der ursprünglich im angelsächsischen Raum beheimatete Valentinstag, liegt ebenfalls noch innerhalb dieser winterlichen Werbe- und Paarbildungszeit, nämlich am 22. Februar.

Sicherlich sind die alten wirtschaftlichen Zwänge heute kaum noch wirksam, so daß eine Erklärung des Klaubaufgehens aus der ökonomischen Gegenwartsperspektive kaum gelingen könnte. Die alten Termine sind eingefahren, ritualisiert und werden beibehalten, weil das damit verbundene Treiben den Menschen Freude macht. Es ist die gleiche Begeisterung, das gleiche Vergnügen, das die Feste einstmals unter dem Zwang ökonomischer Gegebenheiten gestaltet hat. Der Mensch wird an solch erregtem, spannungsgeladenem Treiben als Erlebniskomponente der Partnerfindung immer und überall Freude haben. Ja es scheint, daß eine echte feste Bindung zwischen Geschlechtspartnern ohne Erregungs- und Spannungserlebnisse gar nicht zustande kommt. Wo auch immer wir in höheren Stammbaumebenen die Partnersuche und Paarbildung beobachten, finden wir dieses Phänomen erregter Hochstimmung, auffälliger Selbstdemonstration und nimmermüder Aktivität. Das Wort „Hochzeit“ im Sinne von „hoher Zeit“ ist dafür charakteristisch. Es dürfte kein Zufall sein, daß mit extremer Erleichterung, Verflachung, ja Popularisierung des sexuellen Bereichs Festigkeit und Dauer von Partnerbeziehungen absinken und die Zahl der Ehescheidungen stark ansteigt.

Der Mensch mit seiner ganzjährigen Paarungsfähigkeit ist allerdings den strengen physiologischen und ökologischen Zeitgrenzen, wie wir sie im weiten Bereich von Tieren und Pflanzen vorfinden, etwas entwichen. Er terminisiert ökonomisch, richtet sich nach den Zeitgebern seiner jeweiligen kulturellen Situation. Das ändert jedoch nichts am Prinzip, denn Ökonomie ist nichts weiter als eine kulturelle Fortsetzung der Ökologie und den biologischen Spielregeln nicht minder unterworfen. Nicht mit einer Erklärung der Wilden Jagd aus einem rauschenden Flügelschlag und bellenden, wieherrnden Rufen der Zugvögel in regnerisch stürmischer Nacht stellen wir eine Verbindung zwischen Geistes- und Naturwissenschaften her, sondern einzig auf dem Weg des Verständnisses unserer Welt als Gesetzesganzzheit und Lebenseinheit in vieldimensionaler wechselseitiger Abhängigkeit. Die Phylogenie findet ihre anthropogene Variante dann im Bereich von kultureller Ritualisation und Überlieferung, die Wandlungswege und Ausprägungsformen in historischer Tiefe erkennbar machen. Zum Verständnis der Ursachen und Evolutionszwänge jedoch bedarf es der allen Wissenschaften nottuenden Einführung der ökologisch-ökonomischen Vergleichsdimension.

Gerade im Brauchtum, also dem tradierten menschlichen Sozialverhalten, wie auch in Märchen, Sagen und Mythen wird ein jeweils älterer ökonomischer Zustand sichtbar. Schon Jakob Grimm, Karl Reuschel und Anton Mailly haben darauf hingewiesen, daß sich in solchem Kulturgut nicht mehr verstandene Rechtsaltertümer sowie längst überholte Verhaltensregeln bewahrt haben und in Form erzählender Geschichten zur romantischen Sekundärerklärung einstmaliger Alltäglichkeiten geworden sind. Sicherlich sind gerade ihrer phantasievollen Ausschmückung wegen die Inhalte von Märchen und Sagen für gewöhnlich nur sehr schwer zu entschlüsseln, doch liegen Vergleichssachverhalte mitunter auch verblüffend offen.

Da ist etwa das Märchen von der Prinzessin im Berge: Der König hält seine wunderschöne Tochter in einem Berg versteckt. Zur Frau bekommt sie nur, wer den Eingang findet und die Türe zu öffnen vermag. Als Wächter steht ein alter langbärtiger Mann mit Mantel und Hut davor (die Anklänge zum Venusberg mit Eckart als Wächter sind deutlich). Zwei junge Wandergaukler, deren einer auf der Geige spielt, während der andere als Tanzbär verkleidet ist, werden wegen des originellen Auftritts vom König zu seiner Tochter in den Berg geschickt, um sie zu unterhalten. Dort tanzt der Bär vor der Prinzessin, legt aber dann seine Maske ab. Sie verlieben sich ineinander. Anschließend bewirbt sich der Bursch als Freier, und weil es für ihn nun ein leichtes ist, die versteckte Königstochter zu finden, heiraten sie. Schneeweißchen und Rosenrot wieder wohnen mit ihrer Mutter in einem kleinen Haus. Zu Winterbeginn kommt ein Bär, wird eingelassen und lebt bis zum Frühling bei ihnen. Nach einigen weiteren Begebenheiten wirft er sein Fell ab, entpuppt sich als Prinz und heiratet Schneeweißchen.

Es gibt viele ähnliche Märcheninhalte, bei denen das wilde Tier zum Schluß seine Verkleidung abstreift, zum schönen jungen Mann wird und das unworbene Mädchen heiratet. Das Froschkönigsmotiv ist damit ebenso verwandt wie letztlich der nordische Berserker als Mann in der Bärenhaut oder der vor allem im Baltikum beheimatete Werwolf als Mann im Wolfspelz. Man stellt diese Erzählungen vorwiegend in den Bereich der Verwandlungskulte, doch ist dies eine sehr verallgemeinernde, ja oberflächliche Erklärung, denn von frühesten Primitivreligionen bis herauf ins Christentum bezieht sich der Verwandlungsgedanke auf die Vorstellung des Sterbens und Wiederaufstehens mit neuer Identität. So ist es beim Schamanen, der in Trance fällt und „neugeboren“ zurückfindet, und auch bei der Initiationsfeier des nicht eingeweihten Burschen, der weggeht, um als erwachsener Mann oft sogar mit anderem Namen wiederzukehren und einen neuen Lebensabschnitt zu beginnen. Im Fall der erwähnten Märchen hingegen erscheint der als Unt'er auftretende Prinz mit vorgetäuschter Identität, die er zum Schluß abwirft, um wieder er selbst zu sein. Die Gedankenverbindung zu einem fellvermummten Mann, der mit wildem Getue ins Haus kommt, vom guten Mädchen gezähmt wird, zum Schluß friedlich die Maske ablegt und sich zu erkennen gibt, ist hier zweifellos recht naheliegend.

Jede Demaskierung ist ein starkes Erlebnis. Wütende Auseinandersetzungen zwischen Zivilisten und Klaubaufs konnten schon in einer dunklen Gasse einfach dadurch abgebrochen werden, daß der Klaubauf seine Maske abnahm. Die Wandlung von der bösen drohenden Maske zum erhitzten, verschwitzten Jungengesicht vermag selbst das wütendste Angriffsopfer so zu beeindrucken, daß aller Groll vergessen ist. Die Attacke eines Maskierten hingegen nimmt der Zivilist oft so bitter ernst, daß er mit der Faust

in die Holzmaske schlägt. Letztlich stellt auch jedwedes erfolgreiche Liebeswerben mit seiner allmählichen Durchbrechung der Intimsphäre eine Demaskierung der Beteiligten dar. Es wäre also durchaus naheliegend, wenn der Themenkreis Maske und Maskierung in Volkserzählungen und Volksmärchen seinen Niederschlag fände.

Der echte Verwandlungskult ist im Grunde ein menschliches Mittel, um natürliche Wandlungsabläufe szenisch darzustellen. Im Strom des Naturgeschehens von Werden und Vergehen gibt es keine Einschnitte. Wir Menschen aber neigen zur Unterteilung. Wir postulieren, daß nun ein neuer Monat, ein neues Jahr beginnt. Wir sagen, daß einer mit einem bestimmten Alter dieses oder jenes darf. Wir setzen Merkmale, um uns zurechtzufinden. In kultureller Komplizierung können dann solche Merkmale bis zu Verwandlungskulten mit Tod und Auferstehung hochgespielt werden. Der Kult ist nicht primär, sondern drückt sekundär aus, was wir fühlen und wollen. Diese Tatsache nimmt ihm nichts von seiner Bedeutung, ja sie steigert seinen Wert für uns selbst. Im Grunde genommen gibt es Initiationsfeiern bei allen Völkern, in allen Religionen und in allen politischen Parteien. Die Überstellung des Jungvolkes in die Gruppe der Erwachsenen ist bei den Massais nicht weniger wichtig als etwa in Tirol. Es gibt kaum eine feste Männerorganisation ohne feierliche Einführung der Neulinge in den Bund nach einer angemessenen Probe- und Prüfungszeit.

Es ist durchaus möglich, daß die im Vierjahresrhythmus verlaufenden Perchtenumzüge Traditionsreste alter Initiationsriten enthalten, deren langer Zeitabstand sich daraus erklärt, daß man eben in kleinen Siedlungsgemeinschaften nicht jedes Jahr genügend Jugendnachwuchs zusammenbrachte. Ebenso erfolgte der frühromische Weihefrühling nur in Mehrjahresabständen. Auch die Wilde Jagd, die frühesten Berichten zufolge meist nur alle vier oder gar sieben Jahre durch bestimmte Orte und ganz bestimmte Straßen zog, mag Initiationsmerkmale tragen. Wer jemals in der deutschen Jugendbewegung tätig war, weiß genau, daß die einzelne Gruppe ihre Neuaufnahms- und Gelöbnisfeiern nicht jährlich durchführen konnte, sondern sich dem vorhandenen Nachwuchs anpassen mußte. Überhaupt findet sich in der Literatur der Pfadfinderei, der Wandervogel und der Bündischen Jugend eine ganze Menge für Volks- und Völkerkunde äußerst wertvollen Vergleichsmaterials.

Gruppenaktionen, die in kleinen Gemeinschaften alljährlich und termingerecht veranstaltet werden, haben jedenfalls meist nichts mit Initiation und Neuaufnahmen zu tun. Das gilt sicher auch für das Klaubaufgehen. Hier handelt es sich um eine ursprünglich weitestgehend auf die Kontaktnahme mit Mädchen ausgerichtete Burschenaktion. Heute freilich steht dieser Inhalt infolge des überall umsichgreifenden Abbaus alter Sexualtabus nicht mehr so zwingend im Vordergrund, wie dies vielleicht vor 50 oder 100 Jahren noch der Fall gewesen sein dürfte.

Die Spanne zwischen Spätherbst und Vorfrühling jedenfalls stellte, durch ökologisch-ökonomische Gegebenheiten bedingt, im mittel- und nordeuropäischen Raum eine sehr wichtige gemeinschaftsformende Zeit der Stiftung und Festigung von Sozialbeziehungen dar, deren aktuelle Gestaltung zu einem großen Teil in der Hand der Burschen- und Männerbünde lag. Wahrscheinlich hätte die wunderschöne religiöse Geschichte von der Geburt Christi und der Heiligen Familie im Stall zu einer anderen Jahreszeit nicht so leicht den ranghöchsten Stellenwert im Jahreslauf der Feste bekommen können wie gerade im Winter, der seit alters her durch eine Bündelung von Motivationen und Gelegenheiten den besten Boden für das Blühen von Liebesbeziehungen und die Gründung neuer Familien abgegeben hat.

Verwendete Literatur:

- Baden-Powell, Lord of Gilwell (1949): Pfadfinder. Ein Handbuch der Erziehung. 7. Aufl. Zürich
- Beitl, R. u. K. (1974): Wörterbuch der deutschen Volkskunde. 3. Aufl. Stuttgart
- Breibeck, O. E. (1979): Nacha treibt's zua. Das Haberfeldtreiben – ein altes bayrisches Sittentribunal. München
- Der Comment (1980). Hrsg. v. MKV. Wien
- Dörrer, A. (1949): Tiroler Fasnacht. Wien

- Drosdowski, G. u. Grebe, P. (1963): Der große Duden. Etymologie. Mannheim
- Goodall, J. (1971): Wilde Schimpansen. Hamburg
- Grimm, J. (1899): Deutsche Rechtsaltertümer. Leipzig
- Hoffmann-Krayer, E. u. Bächtold-Stäubli, H. (1927–1942): Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Berlin-Leipzig
- Höfler, O. (1934): Kultische Geheimbünde der Germanen. 1. Frankfurt am Main
– (1973): Verwandlungskulte, Volkssagen und Mythen. Wien
- Hunger, E. u. Meyer, C. (1958): Studentisches Brauchtum. Bonn-Stuttgart
- Koenig, O. (1970): Kultur und Verhaltensforschung. München
– (1975): Urmotiv Auge. München-Zürich
– (1980): Klaubaufgehen. Wegweiser zur Völkerkunde, H. 24. Hamburg
- Mailly, A. (1929): Deutsche Rechtsaltertümer in Sage und Brauchtum. Wien
- Peter, I. (1952): Gaßbrauch und Gaßspruch in Österreich. Salzburg
- Reuschel, K. (1924): Deutsche Volkskunde. Leipzig
- Schlaraffenspiegel und Ceremoniale (o. J.). Prag-Smichow
- Tesarek, A. (1927): Das Buch der Roten Falken. 2. Aufl. Wien
- Transfeldt, W. u. Brand, K. H. Frhr. v. (1967): Wort und Brauch im deutschen Heer. 6. Aufl. Hamburg
- Wehle, P. (1980): Sprechen Sie Wienerisch? Wien-Heidelberg
- Weiss, E. (1923): Die Entdeckung des Volks der Zimmerleute. Jena
- Zimburg, H. v. (1947): Der Perchtenlauf in der Gastein. Wien

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Matreier Gespräche - Schriftenreihe der Forschungsgemeinschaft Wilheminenberg](#)

Jahr/Year: 1977

Band/Volume: [1977](#)

Autor(en)/Author(s): Koenig [König] Otto

Artikel/Article: [Kulturethologische Betrachtung des Klaubaufgehens 45-58](#)